Im Zarenreich.

Auch in dieſem Winter ſcheint in Rußland Hungersnoth bevorzuſtehen.

Zur Deckung des Steuerdefizits wird eine Militärſteuer vorgeſchlagen.

Scharmützel an der Grenze zwiſchen Zollwächtern und preußiſchen Gendarmen.

Die Petitionen aus den ruſſiſchen Provinzen an die Regierung in Petersburg um Beiſtand zeigen, daß auch in dieſem Winter eine heftige, wenn auch nicht ſo allgemeine Hungersnoth bevorſteht, wie im vorigen Winter. Die officiellen Berichte über die Ernte ſind jedoch optimiſtiſch gefärbt, obgleich hie und da große Noth herrſcht.

Die Regierung des Czaren beabſichtigt, das Defizit in der Steuereinnahme dadurch auszugleichen, daß ſie eine Steuer von drei Rubel von allen vom Militärdienſt befreiten Perſonen erhebt. Die dreiprozentige Steuer auf Aktien-Geſellſchaften wird auf fünf Prozent erhöht werden, während andere bisher ſteuerfrei geweſene Geſellſchaften mit einer fünfprozentigen Steuer werden belegt werden. Man ſchätzt die aus dieſen Einnahmequellen erwachſende Steuer auf 3,300,200 Rubel.

Die Regierung hat beſchloſſen, die Steuern auf Spirituoſen und Naphtha zu erhöhen, um das Defizit in der Steuereinnahme auszugleichen.

Einem Beſchluſſe des Staatsrathes zufolge, ſoll der Zoll auf Baumwolle auf 140 Kopeken per Pud (etwa $1.05 auf 36 Pfund) erhöht werden, wenn dieſelbe zur See eingeführt wird und auf 155 Kopeken (etwa auf $1.15) pro Pud, wenn die Einfuhr zu Lande erfolgte. Der Zoll muß in Gold bezahlt werden.

Von der ruſſiſchen Grenze, aus Gummora, wird wieder eine jener Grenz-Plänkeleien gemeldet, welche leicht ernſtliche Folgen haben können. Ein Deutſcher, Namens Hermann Steinke, welcher Kaufmannswaaren bei ſich trug, wurde in der Nähe der Grenze von ruſſiſchen Grenzwächtern, die fälſchlicher Weiſe glaubten, daß er dieſelbe überſchreiten wollte, aufgegriffen und in der Richtung auf das Dorf Biſka weggeſchleppt. Auf ſeine Hülferufe eilten preußiſche Gendarmen herbei, welche die Auslieferung des Gefangenen verlangten. Da ihrem Verlangen nicht Folge geleiſtet wurde, gaben ſie Feuer und es kam zu einer allgemeinen Schießerei, in welcher aber Niemand verletzt wurde. Während der herrſchenden Verwirrung gelang es Steinke zu entkommen.

Es heißt, daß drei Dragoner-Regimenter aus dem Caucaſus nach der deutſchen Grenze beordert wurden.

Die Nordpol-Fahrt von Dr. Janſen.

Dr. Fridjof Janſen iſt den Leſern hinlänglich als arktiſcher Forſcher bekannt, der 1889 eine Tour quer durch Grönland machte, und der im nächſten Jahr verſuchen wird, auf eine eigenthümliche Art nach dem Nordpol und zurück zu gelangen. Sein Plan beſteht darin, daß er ſich von nordiſchen Meeres-Strömungen treiben laſſen will, die von der Nord-Küſte Sibiriens nach dem Nordpol und weiter bis nach der Oſt-Küſte Grönlands gehen, wie man aus Schiffs-Reſten erkannt, die von der Bennet-Expedition an der Lena (Sibirien) nach Grönland getrieben wurden.

Das Schiff, welches er zu dieſem Zweck zu Laurvick in Norwegen hat bauen laſſen, iſt bereits am 26. Oktober vom Stapel gelaufen und führt den Namen „Frum"—norwegiſch für Vorwärts. Daſſelbe iſt von ſehr ſtarkem Eichenholz, 125 Fuß lang, 36 Fuß breit, und 17 Fuß tief, und hat 800 Tonnen Gehalt. Wo ſeine Seiten den Haupt-Druck durch Eis werden aushalten müſſen ſind ſie 30 bis 32 Zoll dick, ſeine Maſchinen ſind in Norwegen gebaut und haben 160 Pferdekraft; es hat einen Salon und 6 Kabinen.

Nur 12 Mann, aber abgehärtete norwegiſche Seefahrer, Fiſcher und Wallfiſchfänger, werden die Fahrt mitmachen, die nur wiſſenſchaftliche Zwecke verfolgt. Das Schiff iſt ſo konſtruirt, mit ſchrägen Wänden, daß es ſich durch den Druck des Eiſes aus demſelben emporheben muß, anſtatt zertrümmert zu werden, und ſein Boden iſt platt, damit es auf Eis ſtehen kann. Im nächſten Juni will der kühne Norweger direkt nach Nowo Semlja fahren und von dort hofft er im Juli die Mündung des ſibiriſchen Stromes Lena zu erreichen. Von dort wird er direkt nordwärts nach den neuſibiriſchen Inſeln fahren, bis das Schiff im Packeis feſtſitzt.

Alsdann wird er mit ſeinen Leuten ruhig in demſelben bleiben und abwarten bis die Meeresſtrömung ihn mit dem Eis über den Nordpol nach Oſt-Grönland oder Spitzbergen treiben wird. Dieſe Eisfahrt kann zwei Jahre dauern, aber auch länger, weshalb man auf fünf Jahre Proviſionen mitnimmt. Die Koſten ſind von König Oskar von Schweden, der ſich ſehr für die Sache intereſſirt, zu zwei drittel von der norwegiſchen Regierung und durch Privatbeiträge gedeckt, wozu auch die Geographiſche Geſellſchaft von Schweden und Norwegen beiſteuerte.

In fünf Jahren ſpäteſtens hofft Dr. Janſen von ſeiner Tour zurück zu ſein.

„Gemacht."

In der Umgebung Richelieu's befand ſich ein Abbe Namens Bois-Robert, der ſich lange Zeit vergeblich bemühte, ſeinen ebenſo armen als begabten Neffen dem allmächtign Staatsmann zu empfehlen Eines Tages—der Kardinal ging eben, von einer Schaar Hofſchranzen umgeben, im Park ſeines Schloſſes ſpazieren—hatte er wieder Unglück gehabt und war nun im Begriff, ſich mit dem jungen Manne zu entfernen, als es ihn plötzlich wie ein Blitz durchzuckte, und im nächſten Augenblicke hatte er ſeinen Neffen erfaßt und—warf ihn in das große Baſſin des Gartens Die Folge war natürlich allgemeines Entſetzen: der Kardinal wandte ſich um, und während man den Jüngling aus dem Waſſer zog, erklärte der Abbe die Situration. „Es iſt mein Neffe," ſagte er, „den ich Eurer Excellenz hiermit zu Gnaden empfehle. Er iſt ein Talent, hat aber keine Protektion..." Richelieu lächelte, und am andern Tage ließ er ſich den jungen Bois-Robert vorſtellen, deſſen Glück nun gemacht war.

Auch Schriftſteller und Künſtler haben es mitunter verſtanden, den Erfolg zu erzwingen. In den erſten Jahren unſeres Jahrhunderts war der Roman „Valerie" von Frau v. Krüdener das Buch des Tages. Alle Welt ſprach davon. Das Geheimniß dieſes außerordentlichen Erfolges hat die Verfaſſerin ſpäter enthüllt. Als „Valerie" erſchienen war, fuhr ſie Tage lang von einem eleganten Laden zum andern. „Haben ſie eine Echarpe „a la Valerie?" fragte ſie hier, „haben Sie einen Hut „a la Valerie?" fragte ſie dort. Man wußte weder etwas von Echarpe, noch von dem Hut, und nun that Frau v. Krüdener ſehr verwundert. „Wie, Sie haben das noch nicht? Die Prinzeſſin B., die Marquiſe B., die Gräfin M. trägt nichts Anderes mehr! Eine reizende, neue Façon, nach der Heldin des neuen Romans benannt. Haben Sie den noch nicht geleſen? Man ſpricht doch von nichts Anderem—man kann ihn kaum mehr auftreiben—die Buchhändler haben alle Hände voll zu thun!" Nach acht Tagen gab es keinen Leſetiſch, kein Boudoir, keinen Salon, kein Rauchzimmer ohne „Valerie", und Lehrmädchen und Kommis laſen den Roman mit derſelben Andacht, wie die vornehme Welt."

Der Iſthmus von Panama und die amerikaniſchen Intereſſen.

Das Panama-Kanal-Fiasko ſoll jetzt von Paris aus auf Koſten amerikaniſcher Intereſſen ein wenig gemildert werden. Lange bevor Leſſeps an ſeine Kanalſchwindel ging, gab es eine Eiſenbahn über den Panama-Iſthmus, die von amerikaniſchem Geld gebaut wurde und unter Oberaufſicht der Ver. Staaten ſtand, welche von der Republik Neu-Granada garantirt wurde. Dieſe — beſtehend aus den Staaten Veragua, Panama, etc.—gehört ſeit 1861 zu den damals errichteten Ver. Staaten von Columbia.

Als Leſſeps ſeine Kanalbauten begann, verkauften ihm die Eigenthümer der Panama-Bahn dieſelbe, ihr Kontrakt mit der Pacific-Dampfer-Kompagnie, die von New York nach Aſpinwall und von San Francisco nach Panama fährt, blieb aber beſtehen. Plötzlich kommt die Ankündigung von Paris, daß die Bahn von 1. Februar 1893 an keine Fracht mehr von jener amerikaniſchen Dampferlinie befördert werde. Und dieſe Ankündigung geht von der franzöſiſchen Regierung aus, welche jetzt die Kontrolle über die Bahn ausübte.

Der Charter der amerikaniſchen Dampferlinie wurde 1849 von dem Staat New York ertheilt; ſie hat ſeitdem das ganze Transportgeſchäft zwiſchen dem Pacific und dem Atlantiſchen Ozean betrieben, konkurrirende andere Dampferlinien aufgekauft und 20 Dampfer in Gang, davon 16 nur für den Iſthmus-Transport. Erſt 1855 wurde die Eiſenbahn gebaut, die alsdann an Stelle des früheren Transports per Achſe über den Iſthmus trat. Ihr Contrakt bezüglich Durchfahrten mit dieſer Eiſenbahn geht noch auf weitere zehn Jahre, wozu auch der Poſtdienſt gehört.

Die Eiſenbahn-Compagnie will nun einer chileniſchen Dampfer-Compagnie das ausſchließliche Recht des Iſthmus-Transports geben u. vom 1. Februar 1893 die Pacific-Dampferlinie all ihrer kontraktlicher Rechte berauben und ſie vom Transport-Geſchäft ausſchließen, jedenfalls nur um daraus etwas Geld für ihren bankerotten Panama-Schwindel heraus zu ſchlagen.

Die Pacific-Poſt-Dampfer-Geſellſchaft hat nun von dem New Yorker Obergericht einen Einhaltsbefehl gegen die Eiſenbahn-Compagnie erlangt, welcher ihr verbietet, mit einer anderen Dampfer-Linie einen Transport-Kontrakt abzuſchließen. Der Einhaltsbefehl (Injunktion) iſt proviſoriſch, aber als permanenter beantragt, wenn die Verklagten nicht ihr Recht auf ihr Vorgehen nachweiſen können, wozu ſie offenbar nicht im Stande ſind.

Dieſe Frage hat aber eine viel weitergehende Bedeutung, wie die eines Privat-Intereſſen-Streites. Sie hat ein öffentliches. Die Controlle jener Iſthmus-Bahn durch einen franzöſiſchen Agenten iſt gegen alle amerikaniſchen Intereſſen, welche die Monroe-Doktrin bilden. Der Präſident hat darüber bereits eine Cabinetsſitzung abgehalten, aber man iſt noch nicht direkt und officiell über die Sache unterrichtet, wie Staats-Sekretär John Foſter ſagt, wird er derſelben jedoch die ſchärfſte Aufmerkſamkeit widmen.

Der Vertrag der damaligen Republik Neu-Granada mit den Ver. Staaten, der noch immer ſeine volle Gültigkeit hat, gab den Bürgern der Ver. Staaten daſſelbe Recht wie den Landes-Einwohnern bezüglich zollfreien Transports über den Iſthmus. Der General-Bundes-Anwalt Miller iſt der Anſicht, daß der Ausſchuß der Amerika von dieſem Transport-Geſchäft eine Einmiſchung ſein würde, die nicht geduldet werden könne. Dieſelbe Anſicht ſpricht Senator Sherman aus. Alle aber ſtimmen darüber überein, daß man zuvor eine officielle Beſtätigung über die Sachlage haben müſſe, ehe ſich ein definitives Urtheil darüber fällen laſſe.

Ein gewöhnliches Bürgerhaus in Rom galt in den beiden letzten Jahrhunderten der Republik durchſchnittlich 60,000 Seſterzen (13,800 Mark). Für Luxusgebäude dagegen wurden recht hohe Summen gefordert. Das prächtige und herrlich dekorirte Haus des Cicero koſtete nach unſerem Gelde etwa 300,000 Mark und das wegen der alten Bäume ſeines Gartens vielbewunderte Familienhaus des Craſſus wurde auf rund ein einhalb Millionen Mark taxirt, wogegen das wegen ſeiner künſtleriſchen und luxuriöſen Ausſtattung berühmte Haus des Clodius ſogar mit zwei einhalb Millionen Mark bezahlt wurde. Die Wohnungsmiethen waren ziemlich hoch. Für mittlere Wohnungen zahlte man 6000 Seſterzen (1380 Mark) und noch mehr ſogar; in den kleineren und einfacheren Bürgerhäuſern war der Miethspreis etwas niedriger und betrug jährlich für das Parterre durchſchnittlich 3000 und für das erſte Stockwerk meiſt 2000 Seſterzen (690 bis 460 Mark). Die Miethshäuſer damals beſtanden gewöhnlich aus drei bis vier Stockwerken und hatten eine Höhe bis zu 21 Meter.

Aus Weſtauſtralien werden wieder einmal reiche Perlenfunde gemeldet. So ſind dieſer Tage auf den Fiſchereigründen an der Nordweſtküſte zwei Perlen erlangt worden, deren Werth auf 20,000 bezw. 14,000 Mark taxirt worden iſt.

Die Bundes-Aemter.

Es giebt ein Buch, in welchem die Namen aller Beamten der Union ſtehen nebſt ihren Gehalten vom Präſidenten an bis zum letzten Thürſteher, Laufburſchen u. ſ. w. Daſſelbe heißt „Local Regiſter of the United States". Es hat zwei Quart-Bände, jeder 1100 Seiten ſtark und wird alle zwei Jahre, am 1. Juli erneuert. Das letzte Regiſter erſchien am 1. Juli 1891, wurde aber erſt im letzten Februar an die Kongreß-Mitglieder ausgegeben.

Sein erſter Band enthält die Namen der Mitglieder des Kongreſſes, der Beamten der Exekutive, der Offiziere der Armee und Flotte und der Gerichts-Beamten, an Zahl 70,742. Rechnet man den Kongreß, die Richter auf Lebenszeit und die Offiziere auf 44,500 Perſonen, ſo bleiben 65,000 Aemter, welche der Präſident in dieſem Verwaltungszweigen neu beſetzen kann.

Von dieſen 65,000 Stellen ſtehen 36,000 unter den Beſtimmungen des Zivildienſt-Geſetzes, d. h. es werden dafür Prüfungen abgehalten und nur, Die am beſten beſtehen, ſollen angeſtellt und alsdann auf Wohlverhalten in ihren Aemtern gelaſſen werden.

Der zweite Band des „Regiſters" umfaßt dn Poſtdienſt mit 101,878 Aemtern und Aemtchen. Davon waren 64,239 Poſtmeiſter-Stellen am 1. Juli 1891, wozu inzwiſchen noch ein paar Tauſend hinzugekommen ſein werden. Von dieſen erhalten 3031 feſte Gehälter, werden vom Präſidenten vorgeſchlagen und vom Senat genehmigt. Die anderen werden vom Poſt-Departement angeſtellt. Dieſe erhalten bis zu $100 die Poſteinnahmen ihrer Stellen, und dann 60 Prozent von allen weiteren Einnahmen. Die durchſchnittliche Einnahme der Poſtmeiſter 4. Klaſſe beträgt nur $50 jährlich.

Im Jahre 1891 hatte man 10,130 Briefträger in den größeren Städten und 6032 Eiſenbahn-Poſtklerks, welche Prüfungen beſtehen müſſen. (Ein Briefträger erhält höchſtens $1000, Eiſenbahn-Poſtclerks $1350.) Die 12,205 Clerks und Diener größerer Poſten, die von $250 bis $3000 im Jahresgehalt variiren, müſſen Prüfungen beſtehen. Die Zahl aller dieſer verſchiedenen Aemter iſt in den letzten Jahren anſehnlich vermehrt worden.

Der Bundes-Senat und das Repräſentanten-Haus ſtellen ihre Beamten ſelbſt an. Dazu bedarf es keiner Prüfung. Die 233 etatsmäßigen Stellen im Haus und die 333 im Senat ſind alle gut dotirt; von $720 an bis zu $5000. Die Stellen im Haus ſind ſchon ſeit Dezember 1891 von Demokraten beſetzt. Demokratiſche Stellenjäger werden ſich alſo an den Senat zu halten haben, deſſen Aemter durchſchnittlich über $1400 jährlich einbringen.

In Waſhington ſelbſt ſind etwa 11,000 Regierungs-Beamte. Im diplomatiſchen und Konſulardienſt ſind 1,165 Perſonen angeſtellt, davon ſind 38 Geſandte (6 zugleich General-Konſuln und einer als Agent), 24 Legations-Sekretäre, 5 Dollmetſcher. Die Geſandten erhalten von $1800 bis $17,500, die Legations-Sekretäre von $1800 bis $2,000. Die Gehälter der 38 General-Konſuln gehen von $4000 bis $6000; ſie haben aber große Neben-Einnahmen als öffentliche Notare, die für London auf $30,000 geſchätzt werden.

Es gibt ferner 33 Vize-General-Konſuln, ohne Einnahmen, 234 Konſuln, 235 Vize-Konſuln, 451 Konſular-Agenten, 51 Handels-Agenten und 44 Vize-Handels-Agenten, und 15 ſalarirte Clerks und 7 Marſchälle. Nur wenige Konſulate nehmen über $1000 an Salär und Speſen ein.

Im Steuerdienſt ſtehen 61 Steuer-Einnehmer mit $2,700 bis $4,500 Jahresgehalt, unter ihnen dienen 4000 Deputies, Clerks, Usheretc., die $2 bis $4 Tage-Gelder erhalten, Zoll-Inſpektoren haben $4 den Tag.

Man kann ſagen, daß Onkel Sam eine Armee von 200,000 Beamten im Dienſte hat.

Erdenſchatz-Glückspilze.

Der Erfolg im Metallſuchen iſt im Allgemeinen den vielen romantiſchen Erzählungen zum Trotz, nur in geringem Maße Glücksſache. Meiſt eröffnet die Erde ihre Schatzkammern nur dem mühſeligſten Streben, der gründlichen Sachkenntniß und der ausgedehnten Erfahrung. Die erfolgreichen Metallſucher ſind Mineralogen, Geologen und vor Allem praktiſche Bergbauer, welche aus jeder Eigenthümlichkeit in der Körnung des Geſteins, aus jedem beſonderen Farbenanflug und anderen, ganz unauffälligen Umſtänden alsbald Schlüſſe auf dem Gold- oder Silbergehalt der Gegend ziehen können. Es giebt aber auch ausnahmen, von denen manche von beſonderer geſchichtlicher Bedeutung geweſen ſind.

Bekanntlich wurde das erſte Gold in Californien im Jahre 1848 entdeckt, und das erſte in Colorado in 1858. In beiden Fällen war die Entdeckung nur eine zufällige, nur ein Glücksfall herumirrender Abenteurer. Auch bei verſchiedenen ſpäteren Einzelfunden hat die launiſche Glücksgöttin ihre Hand in jenen „Wundern des neuen Weſtens" auffällig im Spiel gehabt. Thayer erzählt mehrere bemerkenswerthe Fälle dieſer Art.

Drei Männer, die in Californien auf der Goldſuche waren, entdeckten die Leiche eines Unbekannten, der offenbar auf der erfolgloſen Suche nach dem „gelben Dreck" ein jämmerliches Ende gefunden hatte. Sein Loos kam ihnen wie ein abſchreckendes Beiſpiel vor. „Armer Kerl," ſagte der Eine, „Dich hat das Glück ſchnöde genasführt."—„Wir wollen ihm ein anſtändiges Begräbniß zutheil werden laſſen," ſchlug der Zweite vor; „vielleicht wird uns irgend eine Gattin oder Mutter dafür ſegnen." Geſagt, gethan. Sie gruben ein regelrechtes Grab,—und drei Fuß unter der Erde entdeckten ſie Spuren von reichem Golderz. Der Leiche wurde nun eine andere Ruheſtätte angewieſen und an der erſten Grabſtelle eine Goldgrube eröffnet, deren Ausbeute ſehr groß war.

In Leadville, Col., wachte eines Morgens ein abenteuernder Goldſucher mit der ſchrecklichen Ueberzeugung auf, daß er keinen Pfennig Geld und keinen Biſſen zu eſſen mehr habe. Nur ſeine Flinte war ihr noch treu geblieben. Er ging hinaus und ſchoß ein Reh, welches in ſeinem Todeskampf auf den Boden ſchlug, die Erde aufwarf und Zeichen von Gold enthüllte. Der arme Teufel miethete das Grundſtück ſofort und eröffnete ein Bergwerk, das bald zu den lohnendſten der ganzen Gegend gehörte.

Ein anderes reiches Goldlager in Leadville wurde auf ähnliche Weiſe, wie das obenerwähnte in Californien, entdeckt, nämlich beim Aufwerfen eines Grabes. Von mehreren heruntergekommenen und ſchon ganz verzweifelten Metallſuchern ſtarb der eine zu ſeiner Zeit, als mehrere Fuß Schnee auf dem Boden lagen. Seine Kameraden legten die Leiche in eine Schneeſchicht und mietheten einen Mann für eine Kleinigkeit um das Grab aufzuwerfen. Dieſer ging an die Arbeit, und man ſah ihn drei Tage lang nicht mehr,—worauf man entdeckte, daß er ſtatt eines Grabes ein Bergwerk aufgrub, Er war auf Gold geſtoßen und hatte daher die Leiche und ſeinen Auftrag ganz vergeſſen.

Chicago-St. Louis.

Mit der Waſſer-Rutſchbahn und auch der elektriſchen Bahn zwiſchen Chicago und Milwaukee iſt es nichts. Die Projekte fielen ſo zu ſagen ins Waſſer und Milwaukee wird ſich im nächſten Jahre ſo zu ſagen „ſelbſt zu helfen" haben. Daß aber das letztere Projekt, die elektriſche Bahn, hätte ausgeführt werden können, das beweiſt der Umſtand, daß eine derartige Bahn zwiſchen Chicago und St. Louis nunmehr doch gebaut wird, wenn Chicagoer Zeitungen nicht ganz falſch berichtet ſind. Das Chicagoer „Tageblatt" ſchreibt darüber:

Jetzt iſt das Projekt einer elektriſchen Bahn zwiſchen Chicago und St. Louis, welches im Laufe dieſes Jahres zuerſt Geſtalt gewann, kein Projekt mehr, ſondern ein bereits in Angriff genommenes Werk. Dieſe Bahn wird, wenn vollendet, die Entfernung von 280 Meilen zwiſchen Chicago und St. Louis in 3 Stunden durchmeſſen.

Daß bei ſolch beängſtigender Schnelligkeit auf Verhütung von Colliſionen und Entgleiſungen ganz beſondere Rückſicht zu nehmen ſei, deſſen waren ſich die Unternehmer von vornherein klar bewußt. Das Bahnbett wird daher ſchnurgerade ausgelegt werden. Jede Landſtraße, welche das Bahnbett kreuzt, wird vermittelſt Auffahrt und Brücke über die Bahn hinweggeleitet und ſo etwaige Zuſammenſtöße an Straßenkreuzungen zum Dinge der Unmöglichkeit gemacht. Die Bahn wird im Ganzen 248 derartige Ueberbrückungen herrichten müſſen. Aehnlich wird bei den 17 Eiſenbahnbetten, welche die elektriſche Bahn zu kreuzen haben wird, verfahren werden, nur mit dem Unterſchied, daß da die Eiſenbahnen von der elektriſchen überbrückt werden. Damit wären alle Bahnhinderniſſe zwiſchen St. Louis und Chicago ſo gründlich als möglich beſeitigt.

Eins der intereſſanteſten Dinge bei dieſer neuen Bahn werden die Waggons ſein. Sie ſind lang, feſt gebaut, vorn keilförmig zugeſpitzt, um den Luftwiderſtand beſſer überwinden zu können, haben 2 Paar Triebräder, von denen jedes durch einen eigenen Motor getrieben wird. Der Schwerpunkt der Waggons liegt ziemlich niedrig,—eine weitere Vorſichtsmaßregel gegen Entgleiſungen. Die Triebräder ſind 6 Fuß im Durchmeſſer und ermöglichen durch 500 Umdrehungen per Minute die oben angegebene Geſchwindigkeit von 100 Meilen per Stunde. Neben der Abtheilung für Paſſagiere werden die Waggons auch eine ſolche für Poſt- und Expreßſachen enthalten. Wie der Betrieb, ſo wird auch die Beleuchtung und Heizung der Wagen durch Elektricität erfolgen.

Die Waggons werden nicht zugweiſe, ſondern einzeln die Strecke befahren. Dabei wird durch ſinnreiche Vorrichtung eine Colliſion der Waggons miteinander zum Dinge der Unmöglichkeit gemacht. Die ganze Strecke der doppelgeleiſigen Bahn iſt in Sektionen von je zehn Meilen eingetheilt und ſo lange ein Waggon auf einer ſolchen Section ſich befindet, iſt es für einen anderen unmöglich gemacht, dieſelbe zehnmeilige Strecke zu befahren. Kein Waggon kann ſich alſo einem andern je weiter nähern, als auf höchſtens zehn Meilen. Zudem kann der Waggon, trotz der fabelhaften Geſchwindigkeit, mit der er dahinſauſt, innerhalb einer Strecke von einer halben Meile zum Stillſtand gebracht werden.

Das iſt in allgemeinen Umriſſen der Plan. Die Geſellſchaft hat bereits das Wegerecht erworben. Sie erwarb ferner werthvolle Kohlenländereien längs der Bahnlinie und bei Edinburg, Ill., einem der Sitze der Kraftgebäuſer, iſt mit der Arbeit bereits begonnen. Da die Bahn eines der reichſten Ackerbaugebiete der Ver. Staaten durchſchneiden und zwei der größten Städte direkt mit einander verbinden wird, auch auf eine großartige Poſt- und Expreßbeförderung rechnen kann, ſo wird das Unternehmen ohne Zweifel ein ſich reich bezahlendes ſein

Neulich wurde vor dem Friedensrichter Tyrell in Cincinnati eine Hundekomödie in des Wortes eigenſter Bedeutung aufgeführt. Vor dem genannten Richter kam ein Rechtsſtreit zwiſchen dem Dr. Edgar Buck gegen den Schankwirth Dallmann um den Beſitz von zwei engliſchen Bullenbeißern zur Verhandlung. Nach der Vernehmung der anweſenden Zeugen bat der Kläger Buck um die Erlaubniß, noch zwei Zeugen vorführen zu dürfen, als ſie ertheilt war, führte der Gerichtsdiener zum Erſtaunen des Richters und des Publikums die beiden ſtreitigen Hunde „Hector" und „Diana" vor den Richter und der Kläger bat um deren Vereidung und Vernehmung nach Maßgabe eines dem Richter überreichten Fragebogens. Der verwundert lächelnde Richter hieß die Hunde ihre rechten „Hände" aufheben und augenblicklich erhoben ſich beide Hunde auf den Hinterbeinen und ein jeder von beiden hielt die rechte Vorderpfote in die Höhe. Nachdem ſie wieder auf allen Vieren ſtanden, wandte der Richter ſich an Hector: „Hector, ſteh' auf!" und alsbald ſtand der Hund wie vorher auf den Hinterbeinen, aber ohne die rechte Vorderpfote zu erheben. „Wo iſt dein Herr!" Inzwiſchen hatte Dr. Buck ſich in eine entfernte Ecke des Raumes verſteckt. Der Hund ging ihn ſuchen und als er ihn gefunden hatte, ſtieß er ein kurzes Gebell aus und kehrte auf ſeinen Platz vor den Richter zurück. „Wo iſt Diana?" war die dritte Frage, welche der Hund mit einem ſprechenden Blicke auf die Hündin und einem kurzem Bellen beantwortete. Gleiche Fragen wurden von „Diana" ebenſo entſprechend beantwortet. Auf dieſen Beweis hin ſprach der Richter die beiden Hunde dem Dr. Buck als deſſen Eigenthum zu.

Beiden erſt kürzlich abgehaltenen Probefahrten eines neuen Torpedobootes, welches für die ruſſiſche bezw. italieniſche Marine auf den Werften von Schichau in Elbing erbaut wurde, iſt es gelungen, eine bisher beiſpiellos daſtehende Geſchwindigkeit zu erzielen, indem das Boot bei einer einſtündigen Dauerfahrt in offener See durchſchnittlich 27,4 Seemeilen zurücklegte, eine Schnelligkeit, die mit jedem Jagdzug concurrirt! Mit dieſer ſtaunenswerthen Leiſtung, ſo ſagt man ſich offen, iſt man allerdings an der Grenze der Möglichkeit angekommen.

Im Lager des Mahdi.

Aus dem Buche des Peter Ohrwalder aus Tirol (Ten Years Captivity in the Mahdi's Camp.)—herausgegeben von Major F. R. Wingate, London 1892), der ſich mit einer kleinen Schaar von Miſſionären 1881 nach Chartum begab und dem es ſpäter gelang, nach zehnjähriger Gefangenſchaft dem Mahdi zu entrinnen, giebt Dr. Repſold im „Globus" eine anſchauliche Schilderung der grauenhaften Zuſtände, die bei der Belagerung von El-Obid, der Hauptſtadt Kordofans, herrſchten. „Die Lebensmittel begannen bald zu mangeln, und die Preiſe derſelben ſtiegen außerordentlich; ſo wurde das gemeinſte Nahrungsmittel, die Donchuhirſe, zu 150, ja ſpäter zu 500 Thalern das Ardeb verkauft. Fleiſch ging ganz aus. Unſere Miſſionsbrüder im Fort beſaßen ein altes Kameel, das ganz Haut und Knochen war; ſie verkauften es für 1000 Thalern, und der Käufer bot es anfangs für 1500 Thaler aus, ſpäter erwarb es ein Fleiſcher für 2000 Thaler. Ein Huhn koſtete 30 Thaler, ein Ei 1 Thaler, ein Pfund Kaffee 20 Thaler, ein Zuckerhut 50 Thaler, ein Schälchen Salz 1 Thaler. Dies waren die Preiſe einen Monat, nachdem die Belagerung begonnen hatte. Daß dabei die armen Leute ſchon anfangs hungerten, iſt begreiflich. Aber je länger die Belagerung dauerte, deſto ſchlimmer wurde es. Was an Eſeln, Hunden, Heuſchrecken vorhanden, war aufgezehrt. Nun kamen die Schwaben als leckere Biſſen an die Reihe, und wo Termiten vorhanden, wurden auch dieſe verzehrt. Die Zahl der vor Hunger Geſtorbenen war groß. Leichen und Sterbende erfüllten die Straßen, in der Feſtung ſtopfte ſich das Volk zuſammen und lagerte auf allen freien Räumen. Die Luft war verpeſtet durch den Leichengeruch, und der Feſtungsgraben lag zur Hälfte voller Kadaver; der Himmel war oft verdunkelt von den ungeheuren Schwärmen von Aasgeiern, die zu leckerem Mahle herangeflogen kamen und ſich an den Menſchenleichen ſo voll fraßen, daß ſie nicht mehr fliegen konnten; zu Hunderten wurden ſie ſo von den Soldaten erlegt und als leckeres Mahl gegeſſen. Als man Vorräthe von Gummi-Arabicum entdeckt hatte, wurde dieſes gegeſſen, wodurch ſtarke Durchfälle entſtanden. Scharbock und Ruhr herrſchten außerdem. Ueberall ſah man Leute den Boden aufwühlen, um die Termitenneſter auszugraben; die Wintervorräthe, die man darin fand, wurden verſchlungen. Man durchwühlte die Exkremente der Thiere, um darin vielleicht ein paar unverdaute Körner zu finden. Leder und Schuhe wurden gekocht und gegeſſen. Der Mudir erpreßte bei den Reichen Alles, was an Nahrungsmitteln und Geld vorhanden war, um es den Soldaten zu geben—aber was half dieſen eine Hand voll Korn? Sie wurden unzufrieden, und der Fall des Ortes konnte doch nicht vermieden werden."

Den Mahdi Mohamed Ahmed ſchildert Ohrwalder als einen Mann von eigenthümlich anziehendem Aeußern; er war groß und ſtark, von ſehr dunkler Geſichtsfarbe und lächelte ſtets. Dann ſah man ſeine glänzend weißen Zähne, deren beide obren Schneidezähne eine förmige Lücke zeigten., was im Sudan für ein Glückszeichen gilt. Seine Unterhaltung war angenehm und feſſelnd. Als Bote Gottes gab er vor in unmittelbarem Verkehr mit der Gottheit zu ſein, und alle Befehle die er gab, erfolgten, wie Jedermann glaubte, unter Eingebung Gottes. Sie nicht befolgen, galt als Sünde, als Auflehnung gegen Gott und war deshalb mit Todesſtrafe belegt. Der Mahdi verſtand es vortrefflich, das Volk für ſich zu gewinnen. Der Glauben an ihn ſteigerte ſich bis zum Kultus. Seine Tugenden wurden in Gedichten beſungen, in denen ſeine Schönheit. Weisheit und Siege geprieſen wurden. Auf dem Zuge gegen Chartum, wo Gordon zur Vertheidigung der Hauptſtadt eingetroffen war, mußte Ohrwalder den Mahdi begleiten; ſeine Beſchäftigung war die eines Eſeltreibers. Zweimal auf dm Marſche mußte er vor dem Mahdi erſcheinen, der mit ihm über religiöſe Dinge ſprach. Hierbei fragte, er ob die Chriſten auch Verbeugungen bei ihren Gebeten machten, was Ohrwalder bejahte und ihm das Vaterunſer arabiſch vorbetete. Die unwiſſende Umgebung des Mahdi war erſtaunt darüber, daß die Chriſten auch beteten, und erklärte, Ohrwalder ſei gut erzogen.

Zur Geſchichte des Kölniſchen Waſſers

werden jetzt einige weiter Daten bekannt. Danach war der Erfinder des Kölniſchen Waſſers der italieniſchen Händler Giovanni Maria Farina, der im Jahre 1709 im Alter von 25 Jahren aus ſeiner Vaterſtadt Domo d'Oſſola auswanderte, um an den Ufern des Rheins ſein Glück zu ſuchen. Er verkaufte Seife, Parfümereien und andere Toilettengegenſtände, die er aus Italien bezog. Auch fand man in ſeinen beſcheidenen Geſchäftslokalitäten in Köln am Jülichplatz ein neues Parfüm, deſſen Bereitung ſein Geheimniß war. Er hat demſelben den Namen der Stadt gegeben, die er zu ſeinem Wohnſitz erkoren hatte, um ſich das Wohlwollen ſeiner neuen Landsleute zu ſichern, Viele Jahre hindurch drang der Ruf des von ihm erfundenen Erzeugniſſes kaum über die Grenzen der rheiniſchen Lande hinaus. Erſt der ſiebenjährige Krieg und der Durchmarſch der franzöſiſchen Heere verſchaffte der Entdeckung einen europäiſchen Ruf. Farina lebte lange genug, um den Triumph ſeiner Entdeckung noch zu ſchauen ,und ſtarb 1766, faſt 80 Jahre alt. Sein Neffe erbte ſein Vermogen und ſein Geheimniß. Dieſer Erbe der erſten Firma hat die Fabrik auf dem Jülichplatz bis 1782 geleitet und hinterließ drei Söhne: Johann Baptiſt, Johann Maria und Karl Anton. Der gegenwärtige Leiter des Hauſes, Johann Maria Farina, iſt der Enkel von Karl Anton. Sein Theilnehmer iſt Johann Maria Hermann. Seit 1709 ſind nu rzehn Perſonen in das Geheimniß der Fabrikation des Kölnerwaſſers eingeweiht worden; niemals iſt ein Staatsgeheimniß mit größerer Wachſamkeit gehütet worden. Das von der Hand des erſten Farina geſchriebene Recept ruht in einem Kryſtallbecher und dieſer ſelbſt in einer dreifach verſchloſſenen Truhe. In dem Zimmer, welches dem Erfinder als Laboratorium diente, findet ſich noch die mächtige Maſchine, in der die Oele mit Hilfe einer Kurbel gemiſcht werden. Der Mechanismus erinnert an eine Buttermaſchine. Dieſer ganze Theil des Gebäudes iſt aus Stein und Eiſen erbaut und wird von doppelt verſchließenden Thüren abgeſperrt. Beim Betreten dieſes Raumes erblickt man eine alt Truhe aus geſchnitztem Holz, die mit Zähnen verſehen iſt und einſt zur Füllung der Flaſchen diente. Die Keller ſind in verſchiedene Abtheilungen zerlegt, die durch dicke Mauern von einander getrennt ſind. Um bei ausbrechendem Feuer den Brand zu beſchränken, iſt jede Zelle für ſich abgeſchloſſen. In dieſen Abtheilungen lagern mächtige Fäſſer, die mit Kölniſchem Waſſer gefüllt ſind. Die Tonnen ſind aus Cedernholz gefertigt, denn dieſes iſt das beſte für Aufbewahrung von Parfüms, ungemein widerſtandsfähig und überträgt keinen Geruch auf die Flüſſigkeiten. Die Fäſſer werden in Marſeille angefertigt und kommen in Köln mit franzöſiſchem Weingeiſt gefüllt an. Der Alkohol ſtammt aus der Deſtillirung von Trauben, die in der Umgebung von Narbonne gekauft werden. Dort befindet ſich eine Filiale des Hauſes Farina. Um den Alkohol in Kölniſches Waſſer zu verwandeln, gießt man in eine halb mit Alkohol gefüllte Tonne die Oel-Eſſenzen und füllt ſie ganz mit Alkohol. Nach 14 Tagen hat ſich die Miſchung vollzogen und man braucht nur doch die Flüſſigkeit abzulaſſen. Der am Boden des Faſſes bleibende Satz ſoll ein ausgezeichnetes Mittel gegen Rheumatismus ſein. Die Miſchung der Oel-Eſſenzen iſt noch immer ein Geheimniß, das jedoch durch die moderne Chemie zum größten Theil bereits aufgeklärt iſt. In den Kellern am Jülichplatze zu Köln ruhen noch Flaſchen aus dem Jahre 1750.

Einer nach dem Anderen.

Ein ſehr amüſantes Abenteuer ſpielte ſich jüngſt in einem großen Pariſer Nachtcafe ab. Es war 2 Uhr Morgens, die Stunde, zu der ſämmtliche Kaffeehäuſer geſchloſſen werden müſſen. Zwei Poliziſten bemerkten, daß in dem bewußten Nachtcafe noch Licht brenne, und traten ein, um den Wirth zur Rede zu ſtellen und ein Protokoll aufzunehmen. Der Wirth ſetzte den beiden gewiſſenhaften Polizeiagenten jedoch auseinander, daß er ſich nur noch mit einer ſeiner Kellnerinnen ein wenig gezankt habe, und nachdem es den Gardiens gelungen war, zwiſchen den ſtreitenden Parteien Frieden zu ſtiften, erklärte er ſich bereit, eine „Verſöhnungsſtunde" zum Beſten zu geben. Die Poliziſten ließen ſich den Abſinthliquör wohl ſchmecken, aber kaum waren die Gläſer geleert, als man von draußen an die Thür des Kaffeehauſes klopfte. „Das iſt der Unter-Brigadier!" riefen die Gardiens zu gleicher Zeit, „ſchnell, verbergen wir uns."—„Schlüpft man hier in das Kellerloch hinein, dann wird er Euch nicht ſehen," ſagte der Wirth, und die Polizeiagenten verſteckten ſich wirklich im Keller. Es war in der That der die Ronde machende Unter-Brigadier, dem gleichfalls das Licht im Kaffeehaus aufgefallen war und der jetzt, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß ſich kein Gaſt mehr im Saale befände, ſich bereit erklärte, einen kleinen Imbiß zu ſich zu nehmen. Eben wollte er das Lokal wieder verlaſſen, als man zum dritten Male an die Thür ſchlug, und zwar ſo heftig, daß der ganze Schanktiſch ins Wanken gerieth. „Ich wette, daß es der Brigadier iſt," murmelte ſchreckensbleich der Unter-Brigadier. „Er darf mich nicht hier finden." Da der Keller bereits beſetzt war, war der Wirth in großer Verlegenheit; er wußte nicht, wohin er den dicken Unter-Brigadier ſchaffen ſollte und draußen ſchrie der Brigadier fortwährend mit gellender Stimme ein bedrohliches „Ouvrez donc"! durch die Nacht. Endlich hatte der ſchlaue Wirth Rath gefunden und brachte den Unter-Brigadier in einem hinter dem Ofen befindlichen Verſchlag unter, in dem außer einigen Centner Kohlen ein großer Kater lag, der ſich mit dem würdigen Beamten in einen ungleichen Kampf einließ und ihm einige ſchmerzende Kratzwunden beibrachte. Unterdeß war der Brigadier in das Lokal eingetreten, und nachdem er ſich eingehend über die Bedeutung des verdächtigen Lichtſcheines hatte unterrichten laſſen, beſtellte er ein paar Würſtchen mit Sauerkraut. „Choucroute, ich ſterbe vor Hunger," fügte er hinzu. Während der Wirth ſeufzend und ſtöhnend die Würſtchen kochte, knüpfte der alte Brigadier mit der jungen Kellnerin, die zu dieſer ganzen Luſtſpielſcene die Veranlaſſung gegeben hatte, ein zartes Verhältniß an, verſicherte ſie der Gunſt der Polizei, lud ſie zum Sitzen und Mittrinken ein und „knobelte„ ſpäter mit dem Wirth die ganze Zeche aus; der Wirth verlor natürlich pflichtſchuldigſt. Es mochte ſo gegen 4 Uhr Morgens ſein, als ſich der Brigadier „ſchwer beladen" aber leichte Liedchen vor ſich hintrillernd, entfernte. Während der ganzen Zeit hatten ſeine Untergebenen natürlich nicht zu „muckſen" gewagt. Als der Höchſt-Kommandirende zur großen Befriedigung des Wirthes verduftet war, wurde erſt der arme Unter-Brigadier gerufen, der lendenlahm, zerſchunden und mit pechſchwarzem Geſicht aus ſeinem Verſchlage hervorkroch. Als man aber dann die beiden Polizeiagenten aus dem Keller holen wollte, fand man ſie ſchlafend und ſchnarchend neben einem großen Faß Rothwein. Sie hatten nämlich, da ihnen der Aufenthalt im Keller zu langweilig geworden war, eine fidele Zecherei veranſtaltet und dem Wirth für 15 Francs Bordeaux ausgetrunken.

Von einem Taifun wurden dritte August die Riukin-Inſeln (zwiſchen Süd-Japan und Formoſa gelegen) heimgeſucht. Derſelbe zerſtörte über 1500 Wohnhäuſer gänzlich und vernichtete mehr als 1000 theilweiſe. Außerdem ſtürzten über 1500 andere Gebäude ein. Vierhundert Perſonen wurden beim Einfallen der Häuſer erſchlagen. Sechzig Dſchunkn gingen unter und eine bedeutende Anzahl von Mannſchaften ertrank; zwei Drittel der Ernte iſt zerſtört. Die Präfektur Aichi (Mittel-Japan), welche im vergangenen Jahre durch das große Erdbeben ſehr zu leiden hatte, wurde am 4. September von einem Wirbelwind heimgeſucht, der 800 Häuſer vollſtändig und 1560 Gebäude theilweiſe niederriß, 9 Perſonen unter den Ruinen begrub, 27 Perſonen verwundete über 5000 Häuſer beſchädigte, 235 Häuſer unter Waſſer ſetzte, 105 Brücken und 130 Häuſer wegſchwemmte; achtzig Fahrzeuge litten Schiffbruch.

Eine gewaltige Exploſion ereignete ſich im Koſthaus der Frau McDougal in Richmond und zwar auf dem Zimmer eines jungen Ehepaars mit Namen Paulhaus, welches ſich, ohne daß die Hausherrin es wußte, mit der Fabrikation von Torpedos und Rothfeuer befaßte. Der jungen Frau wurde durch die Exploſion eines Torpedo die Naſe vollſtändig weggeriſſen und ſie erlitt auch ſchwere, vielleicht tödtliche Verletzungen am Unterleibe. Ihr Mann trug Brandwunden davon.